

Optimierungszwänge

Autor(en): **Strahm Bernet, Silvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **74 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Optimierungszwänge

Es war einmal und die Menschen glaubten, alles hätte seinen Anfang genommen in einem göttlichen Wort und ihre Existenz sei darin sein Meisterstück. Staunen und Dankbarkeit haben diesen Text verfasst. Es war der erste Schöpfungsbericht der Bibel in Gen. 1. Zu existieren, das war das eine, glücklich zu sein, das andere. Träumend entwarfen sich die Menschen ein

Silvia Strahm Bernet

Paradies jenseits der Schmerzgrenze, ein Leben ohne Schuld und Tod. Sie nannten es Vorher, Anfang, Unschuld; sie trennten es von sich ab, ihre Erfahrung zwang sie dazu, es gab dies alles nicht mehr, nur die Zukunft hielt ihn noch offen, jenen anderen Ausgang für den alten Traum vom Glück. So erzählt es die zweite Geschichte der Schöpfung in Gen. 2–3. Es ist die Geschichte von menschlicher Übertretungslust und ihren Folgen.

Eva und Adam assen den verbotenen Apfel, Pandora öffnete die Büchse – Geschichten von der Welt, wie sie geworden ist und nicht hätte sein sollen, die Geschichte der Welt als eine Geschichte des Unheils durch Schuld und Versagen. Je nach Lesart aber auch die Geschichte von Neugier, Stolz und Freiheit, die Geschichte einer Welt ohne das Gängelband Gottes. Übertretungslust als Fundament einer Welt, die immer mehr die Handschrift der Menschen trägt, auch wenn diese Handschrift nicht allein Kulturzeichen, sondern ebenso sehr Blut- und Schmutzspuren hinterlässt.

Es gib viele Arten und Weisen, heute in der Welt zu sein und sie sich zu erklären. Dass sie ist, wie sie ist, weil Gott daraus verbannt wurde, ist nur eine Variation der beschämenden Frage, wieso es die Menschen mit all ihrer Intelligenz nicht geschafft haben, die Welt so einzurichten, dass alle annehmbar darin Wohnung nehmen können. Als ein Gott die Zügel in der Hand hielt und die Gesetze eines guten Lebens auf Steintafeln und in die Herzen der Menschen schrieb, sah die Welt nicht gastlicher aus, nicht für die Mehrheit der Menschen darin. Mehr Trost gab es, mehr Versprechen für jenes ausgleichende Nachher, aber, so die Unerbitterlichen, auch mehr Einverständnis mit Unrecht, das zu überwinden möglich gewesen wäre.

Bloss, auch dies eine alte Erfahrung: Was durchgestrichen wird, ist nicht einfach verschwunden, sondern bleibt als Lücke gegenwärtig. Und Lücken werden, das wissen wir, in der Regel neu überschrieben, was die Welt nicht unbedingt leserlicher macht. Das göttliche Wort, das die Welt schuf, wird leiser, verhallt oder geht unter in anderen Worten, zumindest in jenen Teilen der Welt, in denen diese neue Welt in Wille und Worte gefasst wird.

Die neuen Weltenerklärer sind keine göttlichen Dichter mehr, sondern Techniker und Naturwissenschaftler, Optimierer aller Art. Religion halten sie für das Refugium unbelehrbarer RomantikerInnen, denen es an Sachverstand und Selbstbewusstsein mangelt. Sie mögen einen lauten Knall lieber als ein Wort, um Anfänge zu erklären, gönnen uns nichts mehr in der

Art von «Es werde Licht und es ward Licht» oder «Lasst uns Menschen machen als unser Abbild». Viel lieber ist ihnen etwas mit Energie, mit Materie und chemischen Prozessen und sie ziehen eine entschlüsselte DNS in jedem Fall der Ent-rätselung des göttlichen Willens vor. Leichter nachzuprüfen ist dies alles auf alle Fälle, es lässt sich auch jederzeit nach-rechnen und machmal sogar photogra- phieren. Was will man mehr? Ganz klar: Mehr!

Die Welt erklären, das ist das eine. Den Weltenschöpfer aus der Gleichung entfer- nen, neue Geschichten vom Anfang und dem Sinn des Ganzen schreiben und sich das alles stolz als Zivilisations- und Befrei- ungsgeschichte formulieren – nichts leicht- er als das. Längst hat diese Säuberung ja nichts mehr von einer Rebellion an sich, ist viel eher eine Art Durchlüften des religiös verstaubten Weltengebäudes. Es bleibt zwar auch zum Erklären noch einige Her- ausforderungen bestehen, aber noch bes- ser als verstehen ist verbessern, und was gibt es nicht alles zu verbessern. Im Indu- striezeitalter sah sich der Mensch selbst als eine Art Körpermaschine, im Zeitalter der Kommunikation wird er zum «Informati- onspool», zum Vehikel seiner Gene, die am «Steuerknüppel» sitzen, wie es ein Evoluti- onsbiologe formulierte. Wieder heisst es: «Lasst uns Menschen machen», nur dies- mal ist es kein Gott, sondern sind es die Gene, die wollen, dass es Menschen gibt, damit sie ihre Informationen fortpflanzen können.

Natürlich können wir verstehen, dass ein Evolutionsbiologe fasziniert ist von der menschlichen DNS, dass ein Immunbiolo- ge mit der Entdeckung des Transplanta- tionsantigens grosse Fortschritte in der Organverpflanzung ermöglichte und dass einer, der Roboter konstruiert, glaubt, dass diese Maschinen dem Menschen in seiner ganzen erbärmlichen biologischen Anfälligkeit überlegen sind. Bloss, was

heisst das denn? Jeder Besessene verteidigt seine Besessenheit und jede, die Distanz, also den Schritt zurück und den versuch- ten Blick auf das Ganze, für notwendig hält, um zu urteilen, wird nach Chancen *und* Risiken von dem fragen, was uns als Fortschrittspflicht aufzuzwingen versucht wird. Was vielleicht dabei herauskommt ist, dass die einen das für eine Tugend halten, was für andere geradezu die Schwachstellen sind. Unser Optimie- rungswang beispielsweise, der keinen Raum mehr lässt für das nicht Optimale, für die Regelwiderigkeit und die Abwei- chung. «Du sollst, denn Du kannst» heisst heute die Maxime: Wo es Menschen nicht gibt, machst du welche; wo sie nicht per- fekt sind, flickst oder zerstörst du sie; wo sie krank werden, tauscht du Einzelteile aus und sorgst für Nachschublager; sind sie nicht schön genug, modellierst du sie neu; sind sie nicht jung genug, schneidest du ein bisschen an ihnen rum, verpasst ihnen ein paar Frischzellenspritzen und sollten, oh weh, doch ein paar ihrem biolo- gischen Schicksal erliegen, recyclest du das, was wiederverwertbar ist. Es sieht so aus, als bleibe uns nicht viel mehr als Risikoabwägung, garniert mit etwas Zy- nismus oder Optimismus, was unser Tun anbelangt, aber einfach keine richtig ver- lässlichen ethischen Maximen. Wie schön erscheint einem da ab und zu dieses bibli- sche «Und Gott sprach, es werde ...» und «Lasst uns Menschen machen ...» und die vielleicht romantische Vorstellung, seine Hände seien dabei sauber geblieben. Uns beibt für unser Tun und Entscheiden viel- leicht nicht viel mehr als eine Art morali- sches Klima, in dem es, frei nach André Kaminski, heisst: Der Mensch fängt dort an, wo sein eigener Vorteil aufhört.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Publizistin; sie ist Mitherausgeberin der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA. Sie lebt in Luzern.